

Ihr 18. Geburtstag
sollte der Anfang von
etwas Neuem sein.
Doch er war das Ende
von allem ...

JESSICA WAR MAN
**MANCHE
MÄDCHEN**

ROMAN

Leseprobe



**MÜSSEN
STERBEN**

PENHALIGON

JESSICA WARMAN hat in den USA bereits zwei Romane für junge Leser veröffentlicht, die bei den Kritikern und Lesern auf einhellige Begeisterung stießen. Mit *Manche Mädchen müssen sterben* ist Jessica Warman nun etwas so Seltenes wie Kostbares gelungen: eine unwiderstehliche Grenzverwischung zwischen spannender Unterhaltung und anspruchsvoller All-Age-Literatur. Die Autorin lebt in Pittsburgh, Pennsylvania.



Wer Tote Mädchen lügen nicht von Jay Asher liebt, wird diesen unvergesslichen Roman von der ersten bis zur letzten Seite verschlingen.



JESSICA WARMAN

Manche Mädchen müssen sterben

Originaltitel: *Between I* | Deutsch von Andreas Kasprzak

Roman | 416 Seiten | Klappenbroschur

ca. € 14,99 [D] | € 15,50 [A] | CHF 24,90* (*CHF:empf. VK-Preis)

ISBN 978-3-7645-3069-3

Erscheint Januar 2012



Auch als E-Book erhältlich

Manche Mädchen müssen sterben

Roman

Von Jessica Warman

Ins Deutsche übertragen
von Andreas Kasprzak

*Für M. C. W.
Weil wir zusammenpassen.*

Die Hand hier, lebenswarm und fähig, jetzt
Fest zuzugreifen, würd dich, wär sie kalt,
Und in der Eisesstille ihres Grabs,
So plagen tags und schauern nachts im Traum,
Dass blutleer wünschest du dein eignes Herz,
Damit in mir neu rotes Leben ström,
Und dein Gewissen ruhig sei – hier, sieh her –
Ich halte sie dir hin.

John Keats

EINS

Es ist kurz nach zwei Uhr nachts. Außerhalb der *Elizabeth* ist alles relativ ruhig. Boote – eigentlich Jachten – sind an den Piers vertäut; saubere weiße Bojen schützen ihre Fiberglas- und Porzellanaußenwände vor dem Holz. Das Plätschern des Long-Island-Sunds – kleine Wellen, die gegen die Boote und das Ufer schlagen – bildet ein konstantes Hintergrundgeräusch. Bei den anderen Booten mit Namen wie *Wohlverdient*, *Ungestörtheit* und *Gutes Leben* scheint alles friedlich.

Doch nicht an Bord der *Elizabeth*. Hier herrscht ständige Unruhe. Das Boot ist eine zwanzig Meter lange Segeljacht, ausgestattet mit einer richtigen Küche, zwei Bädern, zwei Schlafzimmern und außerdem genügend Platz, um insgesamt zwanzig Leute unterzubringen. Heute Nacht sind es allerdings bloß sechs. Es ist eine kleine Party; meine Eltern hätten nicht erlaubt, dass ich eine große schmeiße. Ich glaube, alle schlafen, abgesehen von mir.

Seit zwanzig Minuten starre ich jetzt auf die Uhr und lausche diesem lästigen *Tschumb-Tschumb-Tschumb* gegen die Bootswand. Es ist später August. Die Luft draußen ist bereits ziemlich kühl und das Wasser ohne Zweifel eisig. Aber so ist Connecticut nun mal; im Juli wird das Wasser zwar für einen guten Monat warm, doch gegen Ende des Sommers ist es schon wieder abgekühlt. Manchmal

scheint es, als würde es in der Gegend hier nur zwei Jahreszeiten geben: Winter und Fast-Winter.

Trotz der Wassertemperatur bin ich mir ziemlich sicher, dass da draußen ein Fisch ist, der zwischen dem Pier und dem Boot festsetzt, gegen das Fiberglas schlägt und versucht, sich zu befreien. Der Krach dauert jetzt schon eine gefühlte Ewigkeit. Um genau 1:57 Uhr hat er mich geweckt, und die Sache fängt langsam an, mich verrückt zu machen.

Schließlich halte ich es nicht länger aus. *Tschumb-Tschumb-Tschumb*. Wenn das ein Fisch ist, dann ist es ein äußerst dummer Fisch.

»Hey? Hörst du das?«, sage ich zu meiner besten Freundin und Stiefschwester Josie, die neben mir auf der Ausziehcouch im vorderen Teil des Bootes schläft; ihr schmutzigblondes, gesträhtes Haar klebt an ihrer Wange. Sie antwortet nicht, sondern schnarcht einfach leise weiter. Um kurz nach Mitternacht hatte sie eine Alkohol-Marihuana-Kombination außer Gefecht gesetzt. Genau genommen hatte sie uns alle ins Bett befördert, noch bevor das Spätprogramm richtig anfangen konnte. Das Letzte, woran ich mich vor dem Einschlafen erinnere, ist, dass ich versuchte, die Augen offenzuhalten. Ich murmelte Josie zu, dass wir bis 1:37 Uhr wachbleiben müssten, weil ich genau da zur Welt gekommen bin, doch dann schliefen wir ein. Keiner schaffte es. Zumindest ich nicht, das weiß ich.

In der Beinahe-Dunkelheit stehe ich auf. Das einzige Licht an Bord des Bootes stammt vom Fernseher, wo gerade ohne Ton ein Werbespot für den *SuperSchrubber!* läuft.

»Ist irgendwer wach?«, frage ich, noch immer mit leiser Stimme. Das Boot schaukelt auf den Wellen, die vom Long-Island-Sund heranrollen. *Tschumb-Tschumb-Tschumb*. Da ist es wieder.

Ich schaue auf die Uhr: Es ist 2:18 Uhr. Ich lächle, denn jetzt bin ich offiziell seit über einer halben Stunde achtzehn.

Wäre dieses dumpfe Pochen nicht, könnte sich das Schaukeln des Bootes anfühlen, als würde man in einer Wiege in den Schlaf gewiegt. Dies ist so ziemlich mein Lieblingsort auf der Welt. Und mit meinen Freunden hier zu sein macht es noch besser, falls das überhaupt möglich ist. Alles wirkt friedlich und ruhig. Die Stille der Nacht fühlt sich heute beinahe magisch an.

Tschumb.

»Ich gehe raus, um einen Fisch zu befreien«, verkünde ich. »Kommt jemand mit?«

Aber niemand regt sich, keiner von ihnen.

»Was für ein Haufen egoistischer Saufröpfe«, murmelte ich. Aber das ist nicht ernst gemeint, und außerdem kann ich auch allein rausgehen. Ich bin ein großes Mädchen. Und da ist nichts, wovor man Angst haben müsste.

Ich weiß, dass sich das scheinheilig anhört, da wir getrunken und geraucht haben, aber es stimmt: Wir sind nette Kids. Noank in Connecticut ist eine sichere Stadt. Alle an Bord sind gemeinsam hier aufgewachsen. Unsere Familien sind befreundet. Wir lieben einander. Während ich sie mir alle so anschau – Josie vorne im Boot, Mera, Caroline, Topher und Richie hinten am Heck in Schlafsäcken auf dem Boden –, kommt mir das Leben im Inneren der *Elizabeth* vor wie ein verschwommener Traum.

Elizabeth Valchar. Das bin ich; meine Eltern haben dieses Boot nach mir benannt, als ich sechs Jahre alt war. Aber das ist eine Ewigkeit her. Ein paar Jahre, bevor wir meine Mutter verloren und mein Dad Josies Mom heiratete. Nach ihrem Tod hat mein Dad viele von Moms Sachen weggegeben, doch was das Boot betraf, war er unnachgiebig. Hier gibt es so viele glückliche Erinnerungen, und ich habe mich an Bord stets sicher gefühlt. Meine Mom hätte es so gewollt.

Trotzdem kann es hier nachts ein bisschen unheimlich sein, besonders draußen. Abgesehen vom Schwappen der Wellen und dem dumpfen Pochen gegen die Bordwand ist die Nacht dunkel und still. Der Geruch nach salzigem Meerwasser und Algen, die so nah am Ufer auf den mächtigen Felsformationen trocknen, ist so überwältigend, dass ich mich beinahe davor ekle, wenn der Wind ihn direkt hier herüber treibt.

Ich bin nicht sonderlich scharf darauf, ganz allein nachzuforschen, wo das geheimnisvolle Geräusch herkommt, auch wenn ich mir ziemlich sicher bin, dass es bloß ein Fisch ist. Also versuche ich es noch mal bei Josie. »Hey«, sage ich, diesmal lauter. »Wach auf. Ich brauche deine Hilfe.« Ich strecke die Hand aus, um sie zu berühren, aber etwas lässt mich innehalten. Das Gefühl ist wirklich seltsam; als ob ich sie nicht stören dürfte. Einen Moment lang denke ich, dass ich vermutlich immer noch betrunken bin. Alles kommt mir irgendwie ein bisschen unscharf vor.

Ihre Augenlider flattern. »Liz?«, murmelt sie. Sie ist benommen; offensichtlich schläft sie noch. Eine Sekunde lang blitzt etwas in ihrem Blick auf – ist das Furcht? Jage ich ihr Angst ein? Und dann versinkt sie wieder im Schlummerland und ich stehe ganz allein da, die einzige Wache an Bord. *Tschumb-Tschumb-Tschumb*.

Der Pier ähnelt einem Holzpuzzle. Vom Ozean her rollen Wellen heran, und wenn sie schließlich den Sund erreichen, sind sie normalerweise ziemlich harmlos, doch heute Nacht scheinen sie kräftiger als sonst, um uns alle in den Schlaf zu wiegen. Als wären wir ein Haufen Babys. Trotz meines Versuchs, tapfer zu sein, fühle ich mich klein und ängstlich, als ich schließlich auf Zehenspitzen durch die offene Glasschiebetür hinaus husche; meine Schuhe erzeugen auf dem Fiberglasdeck des Bootes leise, klackernde Geräusche. Jeder Arm des

Piers hat bloß zwei Laternen: eine in der Mitte und eine ganz am Ende. Vom Mond ist nichts zu sehen. Die Luft ist so frostig, dass ich schaudere; wie muss sich dann erst das Wasser anfühlen? Gänsehaut überzieht meine nackten Arme.

Ich stehe frierend an Deck und lausche. Vielleicht geht das Geräusch ja von allein weg.

Tschumb. Nö.

Es kommt vom Heck, irgendwo zwischen dem Pier und dem Boot, wie von etwas Schwerem und Lebendigem, hartnäckig, gefangen. Wir sind das letzte Boot an diesem Pier, was bedeutet, dass der hintere Teil der *Elizabeth* fast vollständig von der Laterne erhellt wird. Ich weiß nicht, warum ich den Drang verspüre, so leise zu sein. Das Geräusch meiner Schuhe auf dem Deck ist viel zu laut. Jeder Schritt lässt mich zusammenzucken, ganz gleich, wie vorsichtig ich auftrete. Ich bahne mir meinen Weg an der Seite des Bootes entlang und halte mich dabei gut an der Reling fest. Sobald das Geräusch direkt unter mir ist, schaue ich runter.

Nass. Das ist das erste Wort, das mir in den Sinn kommt, bevor ich schreie.

Durchweicht. Mit Wasser vollgesogen. Das Gesicht nach unten. Oh, Scheiße.

Es ist kein Fisch; es ist ein Mensch. Ein Mädchen in Jeans und einem kurzärmeligen rosa Pulli. Ihr Haar ist lang und so blond, dass es beinahe weiß wirkt. Es ist eine

hübsche Farbe, und sie schimmert unter Wasser. Die Haarsträhnen reichen ihr fast bis zur Hüfte und wiegen sich in der Strömung wie Algen.

Doch daher rührt das Geräusch nicht. Das machen ihre Füße; ihre Stiefel, um genau zu sein. Sie trägt ein Paar weißer, mit Schmucksteinen verzierter Cowgirl-Stiefel – Stahlkappen-Dekadenz.

Die Stiefel sind ein Geburtstagsgeschenk ihrer Eltern. Sie hat sie die ganze Nacht lang voller Stolz angehabt, und jetzt ist die Stahlkappe ihres linken Fußes in einem grotesken Winkel zwischen dem Boot und dem Pier eingeklemmt, und bei jeder Welle tritt der Stiefel gegen die Seite der *Elizabeth*, beinahe, als würde sie versuchen, die Leute an Bord zu wecken.

Woher ich das alles weiß? Weil es meine Stiefel sind. Genau wie die Klamotten. Das Mädchen im Wasser, das bin ich.

Ich schreie wieder, laut genug, um jeden im Umkreis von einer Meile aufzuwecken. Doch langsam beschleicht mich das Gefühl, dass mich niemand hören kann.

ZWEI

Wie lange habe ich auf dem Pier gesessen – Stunden? Minuten? Schwer zu sagen. Ich starre auf mich selbst hinab, im Wasser gefangen, während mein Leichnam darauf wartet, dass ein Lebender erwacht und mich entdeckt. Es ist immer noch dunkel.

Ich habe geweint. Gezittert. Habe versucht, mir eine vernünftige Erklärung für das einfallen zu lassen, was heute Nacht passiert ist. Eine Weile habe ich versucht, mich selbst zum Aufwachen zu bewegen, überzeugt davon, dass ich nur gerade einen Alptraum hatte. Als das nicht funktionierte, ging ich durch die offene Schiebetür zurück ins Boot. Diesmal bemühte ich mich nicht, leise zu sein; im Gegenteil. Ich versuchte, alle anderen zu wecken, ich beugte mich über ihre Gesichter und brüllte. Ich wollte sie schütteln, sie ohrfeigen; ich stampfte mit meinen Stiefeln auf und schrie, damit jemand, *irgendjemand*, seine Augen aufmachen und mich sehen würde. Nichts. Als ich sie berührte, war es, als befände sich eine dünne Schicht unsichtbarer Isolierung zwischen meiner Hand und ihren Körpern. Als könnte ich einfach nicht zu ihnen durchdringen.

Nun bin ich wieder draußen und starre meine Leiche an. Ich bin ganz offiziell dabei durchzudrehen.

»Elizabeth Valchar«, sage ich laut und streng. »Du kannst nicht tot sein. Du sitzt auf dem Pier, genau hier.

Alles kommt wieder in Ordnung.«

Doch in meiner Stimme, die zittert, als ich die Worte laut ausspreche, schwingt Zweifel mit. Ich fühle mich so jung und allein, so unglaublich hilflos. Es ist schlimmer als ein Alptraum. Es ist die Hölle. Ich will zu meinen Eltern. Ich will zu meinen Freunden. Zu irgendjemandem.

»Um ehrlich zu sein: Ich fürchte, nichts kommt wieder in Ordnung.«

Erschrocken schaue ich auf. Neben mir steht ein Junge. Er kann nicht älter als sechzehn oder siebzehn sein.

Ich halte mir eine Hand vor den Mund, springe auf die Füße und klatsche vor Aufregung in die Hände. »Du kannst mich sehen! Oh, ja! Und du kannst mich hören!«

»Offensichtlich«, sagt er. »Du stehst ja direkt vor mir.« Dann mustert er mich von oben bis unten. »Du warst immer so scharf«, sagt er. Sein Blick schweift zu meiner Leiche im Wasser, und er klingt irgendwie zufrieden, als er hinzufügt: »Aber jetzt nicht mehr.«

»Wie bitte? Warte mal – kannst du sie auch sehen?« Wir schauen beide auf meinen Körper hinab. Mit einem Mal fühle ich mich erschöpft, und mir ist sehr kalt. Im Schein der Pierlaterne kann ich genug vom Gesicht des Jungen ausmachen, um zu wissen, dass ich ihn kenne. Doch aus irgendeinem Grund fällt mir sein Name nicht

ein. Mein Verstand ist wie benebelt. Ich bin so müde.

»Offensichtlich«, wiederholt er.

Ich beiße mir auf die Lippe; es tut nicht weh. Ich atme tief ein und versuche, meine Tränen wegzublinzeln, doch dann kommt mir das lächerlich vor. Ich habe bereits geweint. Irgendetwas Schreckliches geht hier vor; warum sollte es mir peinlich sein, dass dieser Junge mich heulen sieht? Wenn es je eine richtige Zeit zum Weinen gab, dann jetzt. »In Ordnung. *Offensichtlich* geht hier irgendetwas Seltsames vor. Richtig?«

Er zuckt mit den Schultern. »Eigentlich nichts besonders Seltsames. Menschen sterben jeden Tag.«

»Dann willst du also sagen, dass ich ...« Ich schaffe es kaum, das Wort über meine Lippen zu bringen. »... tot bin?«

»Offensi ...«

»Okay! Okay. O, Himmel, das ist ein Alptraum. Es muss einer sein. Das hier passiert nicht wirklich.« Ich stampfe frustriert mit dem Fuß auf, von Panik erfüllt. Meine Stiefel sitzen einen Tick zu eng; Schmerz schießt meine Wade hinauf, es sticht bis hoch zu meinem Oberschenkel. Schmerz! Mein Fuß tut weh! Wenn ich das fühlen kann, muss ich am Leben sein, oder nicht?

»Ich kann nicht tot sein.« Ich lege ihm die Hände auf die Schultern. »Mein Fuß tut weh, ich fühle es. Und ich kann dich anfassen. Die da drinnen konnte ich nicht

richtig fassen«, sage ich und meine damit alle auf dem Boot. »Kannst du mich spüren?«

»Offensichtlich.« Er zuckt irgendwie vor mir zurück. »Offen gestanden, mir wäre es lieber, wenn du mich nicht berühren würdest.«

»Du willst nicht, dass ich dich berühre?«

»Offensi ...«

»Sag noch einmal ›offensichtlich‹. Nur zu, versuch's.« Ich will ihm einen gemeinen Blick zuwerfen, doch ich bin nicht mit dem Herzen dabei. Er ist der Einzige, der mich sehen kann. Und das fühlt sich verwirrend an; warum will ich gemein zu ihm sein? Versucht er nicht, mir zu helfen? Aber er will nicht, dass ich ihn anrühre. Was ist sein Problem?

Er starrt mich einfach nur mit ausdrucksloser Miene an. Seine braunen Haare sind wirr, unordentlich. Sein Gesicht ist jung und glatt, und seine Augen von einer durchdringenden Grauschattierung. Warum kann ich mich nicht an seinen Namen erinnern?

»Du bist Elizabeth Valchar«, sagt er.

Ich nicke. »Nun, eigentlich bin ich Liz. Alle nennen mich Liz.« Während ich spreche, überkommt mich ein sehr sonderbares Gefühl. Es ist, als könnte ich mir keiner Sache mehr sicher sein, nicht einmal meines Namens. Ich habe dieses Gefühl von Ungewissheit, und mir wird klar, dass ich mich an vieles von letzter Nacht nicht erinnern kann. Ich bin mir sicher, dass es eine Party gab; so viel

steht fest, wenn man die ganzen leeren Bierflaschen und die halb aufgegessene Geburtstagstorte auf dem Boot bedenkt. Doch die Einzelheiten sind unklar. Habe ich wirklich so viel getrunken?

Bevor ich dem Jungen irgendeine weitere Frage stellen kann, sagt er: »Und das da unten im Wasser bist du. In dem sehr kalten Wasser.«

Ich starre das Mädchen im Wasser an. *Das bin ich. Ich bin tot.* Wie ist das passiert? Wann ist es passiert? Ich war die ganze Nacht über auf dem Boot, oder nicht? Es frustriert mich so ungemein, dass ich mich nicht genau entsinnen kann, was geschehen ist. Meine Erinnerung an die letzte Nacht ist in viele Stückchen zerbrochen, jedes so klein und flüchtig, dass ich sie nicht zu einem zusammenhängenden Ganzen zusammenfügen kann. Ich erinnere mich daran, wie ich meine Geburtstagskerzen ausgepustet habe. Ich erinnere mich, mit Caroline, Mera und Josie für ein Foto posiert zu haben. Ich erinnere mich daran, wie ich allein im Badezimmer stand. Dass ich mich festhielt, während das Boot im Wasser schaukelte, dass ich tiefe Atemzüge nahm, als würde ich versuchen, mich zu beruhigen. Aber ich kann mich nicht entsinnen, weswegen ich aufgebracht war oder ob ich überhaupt wegen irgendwas aufgebracht war. Vielleicht war ich ja bloß betrunken gewesen.

Als ich nun wieder spreche, ist meine Stimme kaum lauter als ein Flüstern. Ich spüre, wie ich wieder zu

weinen anfangen. »Sieht ganz so aus. Ja.«

»Und du rührst dich nicht. Du atmest nicht.« Er beugt sich vor, um meinen Körper im Wasser näher in Augenschein zu nehmen. »Du bist ganz blass. Leichenblass, sozusagen.«

Ich betrachte meine bloßen Arme. Als ich dort neben ihm stehe, bin ich nicht annähernd ein so grässlicher Anblick wie das Mädchen im Meer. Ich bin immer noch gut gebaut, immer noch schön. »Ich hatte immer so eine tolle Bräune.«

Der Gedanke ergibt für mich keinen Sinn. Warum erinnere ich mich daran, dass ich braun war? Und wen interessiert es in einem Moment wie diesem schon, ob er sonnengebräunt ist?

Er nickt. »Ich erinnere mich. Und das sind wirklich mörderisch scharfe Stiefel.« Er hält inne. »Wenn ich mal so sagen darf.«

»Ist schon in Ordnung. Es ist bloß ... sie sind so hübsch.« Und irgendwie bin ich mir sicher, dass sie sehr teuer waren. »Weißt du, in Geschichte habe ich gelernt, dass die Ägypter ihre Toten mit jeder Menge persönlicher Besitztümer begraben haben, damit sie sie mit ins Jenseits nehmen konnten. Kann ich die Stiefel mitnehmen?« Ich zögere. »Gibt es das Jenseits?« Während ich neben Wie-ist-noch-mal-sein-Name stehe, blicke ich auf mein teures Schuhwerk hinab. »Ich trage sie ja schon«, murmle ich. Sie sind so *hübsch*? Na und, wen

kümmert das? Es sind bloß Stiefel, um Himmels willen. Und sie sind an den Zehen viel zu eng. Ich will sie nicht behalten; ich will sie ausziehen.

Aber sie sehen so gut aus. Ich fühle mich desorientiert, überwältigt, fast, als würde ich ohnmächtig werden. Bevor ich mich auf irgendetwas anderes konzentrieren kann, geht der Gedanke weiter. *Sie machen das Outfit erst richtig vollständig.*

Ich fühle mich benommen, als würde nichts von alledem wirklich passieren. Das kann einfach nicht sein. Es ist, als wüsste ich kaum, wer ich bin. Ich verspüre ein Aufflackern neuer Hoffnung, dass das alles bloß ein böser Traum ist, dass ich gleich aufwache, mit meinen nackten Zehen wackele, während ich in meinem Bett liege, und später werde ich zusammen mit meinen Freunden auf einen Kaffee ausgehen, und wir werden alle über diesen verrückten Alptraum lachen, den ich hatte.

Aber vielleicht auch nicht. Der Junge schüttelt den Kopf. »Beruhige dich. Du solltest die Sache langsam angehen.« Er holt tief Luft. »Ich will nicht über Stiefel reden. Zunächst mal, bist du nicht neugierig, warum ich dich sehen kann? Fragst du dich nicht, warum ich mit dir sprechen kann?«

Ich nicke.

»Rate mal«, sagt er.

Ich vergrabe das Gesicht in den Händen. Meine Handflächen an den Wangen fühlen sich kühl und klamm an.

»Weil ich nicht tot bin. Weil das hier nicht wirklich passiert.« Ich schiele ihn zwischen meinen Fingern hindurch an. »Ich tue alles. Bitte. Sag mir nur, dass das alles nicht die Wirklichkeit ist.«

Er schüttelt den Kopf. »Das kann ich nicht. Tut mir leid.«

»Aber was ist dann passiert? Ich bin nicht tot. Verstehst du?« Ich gehe einen Schritt näher auf ihn zu. Ich schreie, so laut ich nur kann, laut genug, um jeden an Bord zu wecken, um alle aufzuwecken, die womöglich auf den ganzen Nachbarbooten schlafen. »Ich bin nicht tot!« Mir kommt etwas in den Sinn. »Wir hatten Drogen. Wir haben Drogen genommen, glaube ich. Ja, ich erinnere mich, wir haben was geraucht. Vielleicht habe ich Halluzinogene eingeschmissen. Vielleicht bin ich völlig high, und das hier ist bloß eine Nebenwirkung von dem Zeug.«

Er hebt die Augenbrauen. Offensichtlich hält er nichts von dieser Theorie. »Hast du letzte Nacht wirklich irgendwelche Halluzinogene genommen?« Ich schüttle enttäuscht den Kopf. »Nein. Aber jetzt wünschte ich, ich hätte es getan. Ich wünschte auch, ich hätte mehr Kuchen gegessen.« Stirnrunzelnd füge ich hinzu: »Ich weiß nicht, wieso ich mich daran erinnere. Ich erinnere mich an kaum etwas. Warum ausgerechnet daran?«

»Du kannst mich sehen«, sagt er, ohne auf meine Frage einzugehen, »weil ich tot bin.« Wie um es unmissverständlich klar zu machen, ergänzt er: »Genau wie du.«

Ein sanftes Gefühl der Schläfrigkeit schwappt über mich hinweg, während er spricht. Einen Moment lang verlässt die durchdringende Kälte meinen Körper und mir ist rundum warm. Dann, genauso schnell, wie das Gefühl gekommen ist, verschwindet es wieder. Und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen und ich erkenne ihn.

»Ich weiß, wer du bist«, erkläre ich. Diese Erkenntnis versetzt mich in Aufregung. Ich will sie festhalten; jeder neue Gedanke sorgt dafür, dass ich mich beständiger fühle, fast so, als hätte ich mich unter Kontrolle. Es ist komisch; natürlich weiß ich, wer er ist. Keine Ahnung, warum mir sein Name nicht gleich eingefallen ist. Er geht seit dem Kindergarten mit mir zusammen in die Schule. »Du bist Alex Berg.«

Er schließt einen Moment lang die Augen. Als er sie wieder öffnet, verkündet er mit ruhigem, gelassenem Blick: »Das ist richtig.«

»Ja. Ich erinnere mich an dich.« Ich kann nicht aufhören, mich selbst im Wasser anzustarren; immer wieder schaue ich von Alex zu meiner Leiche, außerstande, irgendetwas anderes zu empfinden als dumpfes Entsetzen. Während ich hinschaue, rutscht mein rechter Stiefel, der lose an meinem Fuß hing, seit ich mich vorhin erstmals im Meer treiben sah, schließlich runter. Er füllt sich langsam mit Wasser. Und dann sinkt er mit einem Gurgeln unter die Oberfläche und verschwindet, noch

während ich halbherzig die Hand danach ausstrecke. Jetzt ist mein Fuß im Wasser zu sehen: aufgeschwemmt und verschrumpelt zugleich.

Abgesehen von der Tatsache, dass wir schon seit einer Ewigkeit zusammen zur Schule gehen, fällt mir noch etwas anderes über Alex ein. Sein Gesicht war letztes Jahr in allen Zeitungen. Vergangenen September, kurz nachdem die Schule wieder angefangen hatte, fuhr er nach der Arbeit im Dunkeln mit seinem Rad nach Hause – er arbeitete im Mystic Market, von meinem Haus bloß ein Stückchen die Straße runter –, als ihn ein Wagen rammte und tötete. Seine Leiche wurde ins sandige Gestrüpp neben der Straße geschleudert. Obwohl seine Eltern ihn sofort als vermisst meldeten, landete er so weit weg von der Straße, dass man ihn einige Tage lang nicht fand. Erst als zufällig ein Jogger vorbeikam, der den Gestank bemerkte und beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, wurde er gefunden.

»Wie widerlich«, flüstere ich. Wieder überrascht mich der Gedanke. Was ist los mit mir? Es scheint so, als gebe es zwischen meinem Hirn und meinem Mund keinen Filter mehr. *Sei nett, Elizabeth. Der arme Junge ist tot.* Bemüht, meine Worte wiedergutzumachen, füge ich hinzu: »Nun, du siehst gar nicht aus, als hätte dich ein Wagen überfahren.« Und das stimmt auch. Von seinem derangierten Haar mal abgesehen, hat er nicht den geringsten Kratzer.

»Du siehst auch nicht aus, als wärst du vor ein paar Stunden ertrunken.« Er hält inne. »Du bist doch ertrunken, oder?«

Ich schüttle den Kopf. Es ist das erste Mal, dass ich mich frage, wie ich umgekommen bin. »Ich ... Ich weiß nicht, was passiert ist. Ich erinnere mich nicht mal daran, eingeschlafen zu sein. Es ist, als wäre ich plötzlich aufgewacht, weil ich draußen ein Geräusch gehört habe.« Ich zögere. »Ich hätte gar nicht ertrinken können, Alex. Verstehst du? Es ist einfach nicht möglich; ich bin eine gute Schwimmerin. Ich meine, du weißt, dass wir praktisch am Strand aufgewachsen sind.«

»Was ist dann geschehen?«, fragt er.

Ich starre meinen Leichnam an. »Keine Ahnung. Ich kann mich an nichts erinnern. Es ist, als hätte ich Amnesie oder sowas.« Ich sehe ihn an. »Ist das normal? War das bei dir auch so? Ich meine, Erinnerst du dich an irgendwas von dem, das war, bevor du ... gestorben bist?«

»Ich erinnere mich jetzt an mehr als damals, unmittelbar danach. Nachdem ich ... nachdem mir das zugestoßen ist«, sagt er. »Ich bin ja kein Fachmann oder so, aber ich vermute, es ist normal, dass das Gedächtnis anschließend für eine Weile ein bisschen verschwommen ist. Sieh's doch mal so«, erklärt er. »Nachdem sie irgendeine Art von Trauma erlitten haben, haben die Menschen für gewöhnlich Gedächtnisschwund, richtig?«

Ich zucke die Schultern. »Ich schätze schon.«

»Nun, der Tod ist ein ziemliches Trauma, meinst du nicht?«

»Der Tod. Scheiße.« Ich beiße mir auf die Unterlippe und sehe ihn an. »Tut mir leid, Alex. Ich kann's einfach nicht glauben. Das hier ist ein Traum, oder? Ich schlafe, das ist alles. Dich gibt es nicht wirklich.«

Er starrt mich an. »Wenn es ein Traum ist, warum kneifst du dich dann nicht einfach?«

Ich starre zurück. Ich fühle mich so klein und so unsagbar traurig, dass ich kaum sprechen kann. Doch ich schaffe es, ein bisschen den Kopf zu schütteln, ein einzelnes Wort heraus zu zwingen. »Nein.«

Ich will mich nicht kneifen. Denn ich habe Angst, dass ich nicht aufwache, wenn ich es tue. Tief in meinem Inneren weiß ich, dass ich nicht aufwachen werde.

Ich nehme einen tiefen Atemzug. Ich kann fühlen, wie sich meine Lungen mit Luft füllen; ich *fühle* mich lebendig.

»Du bist definitiv eine Tote.« Er ist so schnippisch, so sachlich, was das Thema betrifft, dass ich gute Lust habe, ihm eine runterzuhauen.

»Okay. Nehmen wir an, nur um das mal wirklich durchzudiskutieren, das alles wäre real. Wenn ich tatsächlich tot bin, warum beweist du es mir dann nicht?« Ich kneife die Augen zusammen und schaue ihn trotzig an. »Im Ernst.«

Er ist amüsiert. »Der Anblick deiner im Wasser treibenden Leiche ist dir also nicht Beweis genug?«

»Das behaupte ich ja gar nicht. Ich sage nur, dass es dafür eine andere Erklärung gibt. Es muss sie einfach geben.«

»Leg mir deine Hand auf die Schulter«, sagt er.

»Ich dachte, du willst nicht, dass ich dich berühre.«

»Will ich auch nicht. Jetzt mache ich eine Ausnahme.«

»Warum willst du nicht, dass ich dich anfasse?«

»Würdest du einfach...«

»Nein. Ich will es wissen, Alex. Warum willst du nicht, dass ich dich anfasse?« Und dann kann ich nicht anders; die Worte sprudeln nur so aus mir heraus, bevor ich die Chance habe, darüber nachzudenken, was ich da sage. »Ein Junge wie du! Du bist ein Niemand. Ich bin *Elizabeth Valchar*! Jeder Kerl würde sonstwas dafür geben, wenn ich ihn anrühre.«

Warum behandle ich ihn so? Wir beide sind ganz allein hier, ich habe niemanden sonst auf der Welt, mit dem ich reden könnte, und ich bin derart gemein zu ihm.

Er sieht mich lange Zeit an, doch er antwortet nicht. Ich weiß, dass ich arrogant klinge, aber mir wird klar, dass das, was ich sage, stimmt. Es stimmt – ich bin hübsch. Sogar schön.

Alex starrt an mir vorbei aufs Wasser. »Du sagst, du fühlst dich, als hättest du Amnesie. Gedächtnisschwund.

Doch es ist interessant, *woran* du dich erinnerst. Du weißt, dass ich ein Niemand war. Du weißt, dass du beliebt warst.« Er richtet seinen Blick wieder auf mich.

»Woran erinnerst du dich sonst noch?«

Ich schüttle den Kopf. »Keine Ahnung.«

Er zuckt die Schultern. »Spielt auch keine Rolle. Irgendwann fällt's dir wieder ein.«

»Was soll das heißen?«, will ich wissen.

Doch er antwortet mir nicht. Stattdessen sagt er: »Tu's einfach, Liz. Leg deine Hand auf meine Schulter.«

Also tue ich es. Dann schließt er die Augen, was mich dazu bringt, es ihm gleichzutun. Ich habe das Gefühl, als würde mein ganzer Körper in ein gallertartiges Vakuum gesogen. Ich reiße meine Hand fast von seiner Schulter weg, doch gerade, als ich sie zurückziehen will, ist das Vakuum fort, ersetzt durch – o Gott – die Kantine meiner Highschool.

Es wimmelt nur so vor Schülern, doch ich entdecke meinen alten Tisch sofort: Er ist gleich neben der Kartoffeltheke, am hinteren Ende der Kantine, nahe der Doppeltür, die auf den Parkplatz hinausführt.

»Da bist du«, sagt Alex und zeigt auf mich. »Du und die coole Truppe.«

Ich kann mich selbst sehen; es ist beinahe, als wäre man in der Realität, obwohl man es nicht ist. Da bin ich, und hier bin ich auch und schaue mich selbst an. Ich sitze mit meinen besten Freunden zusammen: Richie, Josie,

Caroline, Mera und Topher. Sie alle waren letzte Nacht mit mir auf dem Boot. Momentan sind sie immer noch an Bord und schlafen.

»O Gott«, murmle ich. »Sieh dir mein Haar an.« Noch während mir die Worte über die Lippen kommen, weiß ich, wie lächerlich sie sich anhören.

»Dein Haar ist toll.« Alex seufzt. »Es ist genauso wie das aller anderen.«

Mir wird bewusst, dass er recht hat: Meine Freundinnen und ich tragen unser langes blondes Haar an den Seiten zurückgezogen, mit einem kleinen, hochdramierten Dutt oben auf dem Kopf. Es ist das Resultat geschlagener zwanzig Minuten mühevollen Zurechtzupfens und Haarsprayens am Morgen. Ich erinnere mich, dass man diesen Look einen »Bump« nannte. Vor ein paar Jahren war das total angesagt. Die einzige Variation der Frisur zeigt sich in Carolines Haar, das mit roten und weißen Schleifen verziert ist, deren Ton genau zu den Farben ihrer Cheerleader-Uniform passt.

»Welches Jahr ist das?«, frage ich. »Wir können nicht älter sein als ...«

»Sechzehn. Da waren wir in der Zehnten. Weißt du, woher ich das weiß?«

»Woher?« Ich hasse es, das zugeben zu müssen, aber obwohl wir Geister sein mögen, und obwohl ich weiß, dass uns niemand sehen kann, ist es mir irgendwie peinlich, mit Alex hier zu sein. Es ist, als hätte ich Angst,

meine Freunde könnten jeden Moment zu uns rüberschauen und mich mit ihm sehen, um mich sogleich als Ausgestoßene zu brandmarken. O Gott – was würde Josie dazu sagen?

Warum empfinde ich so? Und was für ein Mensch war ich überhaupt? Ich weiß, dass ich beliebt war, aber das Ganze ist seltsam; ich erinnere mich nicht genau, warum eigentlich, oder wie ich in meinem alltäglichen Leben war. Und mit einem Mal ist da ein Teil von mir, der das auch gar nicht wissen will.

Alex sieht uns an. »Ich weiß, dass wir nicht älter als sechzehn sein können, weil ich noch lebe.« Er verpasst mir einen Rippenstoß. »Da komme ich.«

Ich beobachte, wie er allein den Raum betritt. Er trägt sein Mittagessen in einer schlichten braunen Papiertüte.

»Warum hast du dir dein Essen nicht einfach gekauft?«, frage ich. »In der Highschool bringt sich niemand mehr was von zu Hause mit.«

Er wirft mir einen gereizten Blick zu.

»Was ist?«, frage ich. Mir scheint das eine vollkommen legitime Frage zu sein.

»Das Mittagessen in der Schule kostet vier Dollar am Tag«, sagt er. »Wir hatten kein Geld dafür.«

Ich gaffe ihn an. »Du hattest keine vier Dollar am Tag?«

»Nein. Meine Eltern waren sehr streng. Und sie waren wirklich knapp bei Kasse. Wenn ich etwas

ausgeben wollte – und sei es auch nur für Kantinenessen in der Schule –, dann musste ich es mir verdienen. Und der Mystic Market, in dem ich gearbeitet habe, zahlt bloß den Mindestlohn.« Er schüttelt den Kopf. Beinahe scheint er mich zu bedauern. »Du weißt nicht, wie gut du es hattest. Nicht jeder kriegt immer alles, was er will, auf dem Silbertablett serviert. Und abgesehen davon war ich nicht der Einzige, der sein Essen mitgebracht hat.« Er zeigt hin. »Schau.«

Wir folgen Alex quer durch den Raum, zu einem leeren Tisch, nicht weit von mir und meinen Freunden entfernt. An einem anderen Tisch in der Nähe sitzt Frank Wainscott, ebenfalls allein. Frank ist ein Jahr älter als wir, was bedeutet, dass er in diesem Moment in der 11. Klasse ist. Er hat hellrotes Haar und Sommersprossen. Er trägt ein blaues T-Shirt und schlecht sitzende Jeans, die zu kurz für seine Beine sind. Und ich erinnere mich, dass er ein *echter* Blödmann ist. Genau wie Alex, hat Frank sein Mittagessen von zu Hause mitgebracht. Doch auf seine braune Tüte hat jemand – vermutlich seine Mutter – mit schwarzem Marker seinen Namen geschrieben und ein *Herz* darum gemalt. Ich schäme mich so sehr für ihn, dass ich fast erschauere.

Während Frank sein Essen auspackt, fangen Alex und ich an, meine Freunde zu belauschen.

Caroline starrt sehnsüchtig einen glänzenden roten Apfel an, den sie von einer Hand in die andere nimmt.

»Ich habe heute schon sechshundert Kalorien gegessen«, sagt sie. »Wie viele Kalorien hat ein Apfel?«

»Achtzig«, sage ich bei mir. *Woher weiß ich das?*

»Achtzig«, informiert sie mein lebendiges Selbst. »Aber Äpfel sind gut für dich, Caroline. Sie enthalten Ballast- und Nährstoffe. Nur zu. Iss ihn.«

Sie mustert meinen gertenschlanken Körper, der ungeachtet des Umstands, dass ich sitze, sehr mager wirkt. Ich trage eine ärmellose Bluse; meine Arme sind dünn und muskulös. »Du musst dir ja auch keine Sorgen machen, dass du fett werden könntest, Liz. Du hast gute Gene.«

Josie schnappt Caroline den Apfel aus der Hand. »Ich dachte, du versuchst, am Tag nicht über zwölfhundert Kalorien zu kommen. Wenn du den hier isst, sind das heute schon fast siebenhundert Kalorien. Und du weißt, dass du nach dem Cheerleader-Training hungrig sein wirst.«

Caroline runzelt die Stirn. »Dann esse ich ein leichtes Abendbrot.«

»Als ich das letzte Mal bei dir zu Abend gegessen habe«, erinnert Josie sie, »hat deine Mom Pizza selbstgemacht. Mit Weißbrot.« Sie hält inne, um den folgenden Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen. »Und *Vollfettkäse*.« Josie nimmt selbst einen großen Bissen von dem Apfel. »Ich tue dir bloß einen Gefallen«, erklärt sie der etwas verzweifelt dreinschauenden Caroline mit vollem Mund.

»Vertrau mir, später wirst du mir dafür danken.« Josie schaut sich um. »Denkt ihr, die haben hier Erdnussbutter? Ich liebe Äpfel mit Erdnussbutter.«

»Du«, informiere ich meine Stiefschwester, »wirst aufgehen wie ein Hefekloß, wenn du nicht aufpasst. Zwei Esslöffel Erdnussbutter haben zweihundert Kalorien, und das Zeug ist reines Fett.«

Josie hält mitten im Kauen inne und sieht mich an. »Du hast gehört, was Caroline gesagt hat. Wir haben gute Gene.«

Ich antworte nicht, sondern starre sie nur schweigend und irgendwie düster an. Die anderen am Tisch verstummen vorübergehend, und ihr Unbehagen ist beinahe greifbar.

»Ich dachte, sie ist deine Stiefschwester«, sagt Alex zu mir.

»Ist sie auch.«

»Und warum sagt sie dann, dass ihr *beide* gute Gene habt? Ihr seid nicht blutsverwandt.«

»Stimmt. *Ich* weiß das auch. Aber Josie denkt ...ach, vergiss es. Es ist lächerlich.«

»Ich möchte es wissen«, drängt er. »Josie denkt was?«

Ich schüttele den Kopf. »Komm schon, Alex. Du hast dein ganzes Leben lang in Noank gelebt, richtig? Du musst von den Gerüchten gehört haben.« Aber ich habe keine Gelegenheit, weiter auf das Thema einzugehen.

Alex und Frank sitzen an den einzigen leeren Tischen

in der ganzen Kantine. Alex fängt an, sein Mittagessen auszupacken. Er lässt sich tief in seinen Stuhl sinken, fast, als würde er versuchen, sich unsichtbar zu machen. Frank tut dasselbe.

Bei Alex funktioniert es, aber nicht bei Frank. Plötzlich nimmt Topher Notiz von ihm.

»Hey, seht mal. Da ist ja Mamas Liebling.« Tophers Grinsen ist breit, seine Zähne so weiß, dass sie beinahe glänzen. »Frankie«, ruft er, »was hat Mami dir denn heute eingepackt?«

Frank antwortet nicht.

»Er ist so gemein«, murme ich. »Warum macht er das?«

»Weil er es kann. Weil er ein Rüpel ist«, entgegnet Alex.

»Aber Frank macht überhaupt nichts falsch. Er belästigt niemanden.«

Alex starrt mich an, als könne er meine Verwirrung beim besten Willen nicht begreifen. »Liz, die Kantine war sowas wie ein Schlachtfeld. Du und deine Freunde, ihr habt an diesem Tisch gegessen, als wärt ihr die verfluchten Herrscher über die Schule.« Er hält inne. »Sieh weiter zu.«

Caroline, Josie und ich tauschen ein süffisantes Lächeln, als Topher weiter auf Frank herumhackt, aber wir sagen nichts. Bloß Richie schaut unbehaglich drein.

»Komm schon«, sagt er zu Topher. »Gönn dem Jungen mal 'ne Pause. Es ist nicht seine Schuld, dass ...«

»O, mein Gott.« Topher lehnt sich so weit mit seinem Stuhl zurück, dass er bloß noch auf zwei Beinen steht, und klatscht in die Hände.

»Ich wünschte, er würde auf sein dämliches Gesicht fallen«, sagt Alex leise zu mir.

Doch das tut er nicht. Stattdessen erhebt er sich und spaziert zu Franks Tisch hinüber. Topher dreht einen Stuhl um, setzt sich rittlings darauf und fängt an, den Inhalt von Franks Essenstüte zu inspizieren.

Mein Magen fühlt sich leer an vor Scham und Schuld, als ich mein jüngeres Selbst betrachte, das genauso kichert wie meine ganzen Freunde, während Topher Frank quält.

»Seht euch das an«, sagt Topher und hält Franks Sandwich hoch, damit es alle sehen können. »Mami hat es in *Herzform* zurechtgeschnitten. Wischt Mami dir auch den Popo ab, wenn du Kaka gemacht hast, Kleiner?«

Franks Gesicht läuft tiefrot an. Ich erkenne, dass er sich bemüht, nicht loszuheulen. Am Tisch nebenan hört Alex mit stoischer Miene zu. Ich sehe, dass ihm das, was Topher mit Frank macht, nahegeht. Doch es wäre gesellschaftlicher Selbstmord, sich einzumischen.

Ich presse eine Hand auf meinen Mund. »Alex«, sage ich. »Es tut mir leid. Ich weiß, dass wir alle gemein waren. Aber du musst mir glauben, dass ich mich an nichts davon erinnere.«

»Es spielt keine Rolle, ob du dich daran erinnerst, Liz.

Das ändert nichts an dem, was passiert ist.«

»Aber es ist doch nicht so, als hätte ich selbst etwas getan. Ich meine, eigentlich war es Topher ...«

»Du hast recht«, unterbricht er mich, »du hast nichts getan. Du hast *nie* etwas getan, um ihm zu helfen. Das hättest du dich nicht getraut; dann wärest du vielleicht weniger cool rübergekommen.«

Ich blinzele ihn an. »Du hast auch nichts getan.«

»Was hätte ich schon tun können? Das Maul aufreißen, damit er mich in den Arsch tritt?« Er schüttelt den Kopf. »Nein, danke. Es war schon anstrengend genug, deine Freunde daran zu hindern, *mir* das Leben zur Hölle zu machen. Ich wollte mich nicht in Franks Probleme mit reinziehen lassen. Ich hatte genug eigene, glaub mir.«

Einen Moment lang fehlen mir die Worte. Schließlich frage ich: »Du magst mich nicht sonderlich, oder? Alle mögen mich.«

Er starrt mich an. »Du hast recht. Ich mag dich nicht, Liz.«

Ich starre zurück. Als ich spreche, überrascht mich die Schroffheit in meiner Stimme. »Warum lässt du mich dann nicht in Ruhe?«

»Nimm deine Hand von meiner Schulter.«

Das tue ich. Und mir nichts, dir nichts sind wir wieder neben dem Boot; der Pier bewegt sich sanft unter uns, während wir einander finster anstarren.

»Was machst du hier?«, frage ich ihn. »Wenn ich

wirklich tot bin, warum bist du dann hier?«

Er schüttelt den Kopf. »Ehrlich, ich weiß es nicht. Ich schätze, weil ich auch tot bin. Weil ich schon seit einem Jahr hier bin und nur darauf gewartet habe, dass noch jemand auftaucht. Glaub mir, ich will auch nicht hier sein. Ich wäre lieber mit *jedem anderen* zusammen als mit dir.«

Zum ersten Mal, seit ich meine Leiche im Wasser entdeckt habe, kommt mir die Situation wirklich vor. Die Wahrheit scheint unbestreitbar. Ich träume nicht. Dies ist kein Alptraum, aus dem ich gleich erwachen werde. Ich bin tot.

Und dann kommt mir etwas in den Sinn – ich weiß nicht, warum ich nicht gleich daran gedacht habe. In dem Moment, als die Worte über meine Lippen kommen, fühle ich, dass ich wieder anfangen zu weinen. Tote können weinen. Wer hätte das gedacht?

»Alex«, frage ich, »gibt es noch andere Leute ... hier drüben? Können wir andere Leute sehen?«

»Was meinst du damit?«

»Andere Leute, die ... du weißt schon.«

»Andere Tote?« Er schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Aber du kannst mich sehen.«

»Ich weiß. Du bist meine Erste.« Er hält inne. »Warum willst du das wissen? Warum weinst du?«

»Warum ich weine?« Ich wische mir die Augen ab,

obwohl mir meine Tränen vor Alex nicht mehr peinlich sind. Ich denke an meine Eltern – an meinen Dad und an meine Stiefmutter Nicole – an meine Freunde an Bord des Boots, und ich frage mich, wann sie aufwachen und mich finden werden. Doch vor allem denke ich an meine Mutter. An meine *richtige* Mutter.

»Wegen meiner Mom«, erkläre ich ihm. »Sie starb, als ich neun war. Ich dachte nur, dass ich sie vielleicht ...«

»Dass du sie hier sehen könntest?« Er zuckt die Schultern. »Ich weiß es nicht, Liz. Hey – weine nicht, okay?« Sein Tonfall ist alles andere als tröstlich. Wenn überhaupt, scheint ihn mein Gefühlsausbruch ein bisschen zu ärgern. »Du brauchst nicht traurig zu sein. Ich bin zwar kein Fachmann oder sowas, aber ich habe das Gefühl, dass diese Situation – du weißt schon, dass wir hier festsitzen – bloß vorübergehend ist.«

Ich heule weiter. »Und was dann?«, will ich wissen. »Sollst du mein Führer ins Jenseits sein oder sowas? Denn wenn das der Fall ist, dann machst du deinen Job ziemlich miserabel. Du hast keine meiner Fragen wirklich beantwortet.« Ich halte inne. »Nur die über mein Erinnerungsvermögen. Und auch das hast du nur im Groben erklärt; abgesehen davon bist du grässlich.« Ich bin nahezu hysterisch. Ich *fühle* mich nicht wie tot. Ich fühle mich lebendig und hilflos und mir ist so kalt. Ich will nach Hause. Ich will zu meinem Dad und zu Nicole. Und wenn das nicht geht, dann will ich zu

meiner Mom. Wo ist sie? Warum ist sie nicht hier? Und wie zur Hölle bin ich überhaupt im Wasser gelandet?

»Das alles kann nicht wirklich passieren«, sage ich, obwohl ich weiß, dass es passiert. »Ich habe heute *Geburtstag*. Man sollte nicht an seinem Geburtstag sterben! Besonders ich nicht. Ich bin Liz Valchar.« Ich brülle fast. »Ich bin sehr beliebt, weißt du! Es wird keinem gefallen.«

Seine Stimme ist knochentrocken. »Ja, Liz. Dein gesellschaftlicher Status ist mir durchaus bekannt.«

»Das Ganze ist unmöglich.« Ich schüttle den Kopf. »Nein. Es ist nicht real.«

»Doch. Ist es.« Sein Tonfall ist flach, gelangweilt. »Komm schon. Atme tief durch. Vielleicht kann ich ... vielleicht soll ich dir, ich weiß nicht, ja irgendwie *helfen*.«

Ich atme durch und schmecke das Salz in der Luft. Ich kann spüren, wie der Pier unter meinen Füßen schwankt, meine Beine unsicher in den Stiefeln. Wäre meine eigene Leiche nicht gewesen, keine drei Meter entfernt, würde alles ganz normal wirken.

»Ich weiß nicht allzu viel über das, was hier vorgeht«, sagt Alex. »Keiner hat mir ein Regelbuch oder sowas gegeben. So ziemlich dasselbe, was jetzt mit dir geschieht, ist mir auch passiert. Ich erinnere mich daran, mit meinem Rad gefahren zu sein. Ich war auf dem Heimweg von der Arbeit. Es war kurz nach zehn Uhr nachts, und es begann, sehr heftig zu regnen. Ich konnte kaum etwas

sehen. Und dann nichts mehr – ich wachte im Sand auf, direkt neben meiner eigenen Leiche.« Er schaudert. »Ich war ziemlich übel zugerichtet.«

Ich fahre mir über die Augen. »Du erinnerst dich an gar nichts? Nicht mal an den Wagen, der dich angefahren hat? Nicht daran, was direkt davor passiert ist? Du entsinnst dich nicht, irgendwas gehört oder gesehen zu haben?«

Er schüttelt den Kopf. »Wie ich schon sagte, ich erinnere mich an nichts.« Er zögert. Zum ersten Mal, seit wir zusammen sind, wird sein Tonfall ein bisschen sanfter. »Ich war allein, Liz. Im Gegensatz zu dir. Ich hatte niemanden, der mir half. Tut mir leid, wenn ich zynisch war, aber du darfst nicht vergessen, dass ich fast ein Jahr lang ganz auf mich allein gestellt war.«

»Was hast du die ganze Zeit gemacht?«, frage ich. »Du bist hier, also kannst du ja offensichtlich anderswo hin. Hast du deine Familie besucht? Deine Eltern?«

Er nickt. »Klar. Ich bin hin und wieder nach Hause gegangen. Aber glaub mir, lieber wäre ich überall sonst. Im Augenblick sprudelt mein Zuhause nicht gerade über vor guter Laune. Meine Eltern haben die Kirche praktisch seit Monaten nicht mehr verlassen, so beschäftigt sind sie damit, für meine Seele zu beten. Und wenn sie zu Hause sind, bleibt meine Mom die meiste Zeit über im Bett.« Er zögert. »Zumindest, wenn sie nicht gerade weinend durchs Haus wandert und die

Nachtwachen für mich hält.«

»Das tut mir so leid«, flüstere ich.

»Ist schon in Ordnung.« Er lächelt knapp. »Ist nicht deine Schuld, oder? Wie auch immer, ich kann woanders hingehen, aber es ist nicht gerade so, als gebe es viel, das mich unterhalten hätte. Meistens blieb ich einfach in der Nähe der Straße, wo ich gestorben bin. Und dann, ganz plötzlich – war ich hier.« Er schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich hier mache. Ehrlich, ich bin beinahe genauso verwirrt wie du.«

Ich starre ihn an. »Aber wir können weggehen. Das willst du damit doch sagen. Ich kann nach Hause, wenn ich das möchte.«

Er nickt. »Ja. Aber nachdem du ein paar Mal dort warst, wirst du das nicht mehr wollen. Es ist schrecklich zu sehen, wie alle weinen und Trübsal blasen, zu sehen, wie sie leiden. Zu wissen, dass du nicht mit ihnen in Verbindung treten kannst, damit sie sich besser fühlen, oder ihnen auch nur mitzuteilen, dass es dir gutgeht.«

»Aber es geht uns nicht gut«, sage ich. »Nicht wirklich. Immerhin sind wir hier gefangen, oder nicht?«

Er scheint darüber nachzugrübeln. »Ja«, stimmt er dann zu. »Ich schätze, du hast recht. Gefangen.«

»Und du warst einfach so hier gestrandet? Ein Jahr lang?«

»Nun, nicht genau. Da ist noch etwas anderes.« Er zögert. »Das, was ich dir gerade gezeigt habe. Du kannst

in Erinnerungen eintauchen. Du kannst zurückgehen und dich selbst betrachten. Weißt du noch, wie du sagtest, dass du dich nicht an alles aus der Zeit erinnerst, als du am Leben warst?»

»Ja. Warum ist das so? Weißt du es?«

Er scheint nachzudenken. »Ich bin mir nicht sicher. Aber ich habe eine Theorie.«

Ich schaue ihn an. Für eine Weile sagt er nichts.

»Und?«, forsche ich. »Wirst du es mir erzählen oder sollen wir hier einfach weiter so rumstehen?«

Er seufzt. »In Ordnung. Aber es könnte sich seltsam anhören. Wie ich schon sagte, es ist nur eine Theorie.«

»Schieß los.«

»Also, wir sind hier. Auf der Erde. Wir sind nicht ... irgendwo anders.«

»Was meinst du damit? Dass wir nicht im Himmel sind?«

Alex nickt. »Himmel, Hölle ... Du preschst schon wieder zu weit voraus. Worauf ich hinaus will, ist, dass wir aus einem ganz bestimmten Grund hier festsitzen. Wir sind beide jung gestorben. Und wir wollen beide wissen, warum, richtig?«

»Natürlich«, sage ich.

»Nun, als ich ernsthaft anfang, darüber nachzudenken, woran ich mich erinnern kann, fiel mir etwas auf. Es war, als könnte ich mich bloß an banale Dinge erinnern. Ich erinnerte mich an die Leute. Ich wusste einiges von

dem, was passiert ist. Aber ich konnte mich an nichts ... Wichtiges erinnern. Jedenfalls anfangs nicht.« Er nimmt einen tiefen Atemzug. »Ich denke, wir sollen etwas in Erfahrung bringen, vielleicht sogar etwas lernen. Nicht nur, wie wir gestorben sind; ich denke, dass wir, ich weiß nicht recht, ein gewisses *tieferes Verständnis* dafür entwickeln sollen. Bevor wir weiterziehen können.« Er hält inne. »Ergibt das irgendeinen Sinn?«

Im Moment macht für mich *gar nichts* Sinn. Doch das will ich ihm gegenüber nicht zugeben. »Okay«, sage ich. »Du bist jetzt schon seit fast einem Jahr tot. Was hast du bislang herausgefunden?«

Er wendet den Blick ab. »Einiges.«

»Hast du gesehen, was dir in der Nacht, in der du starbst, zugestoßen ist?«

»Noch nicht.«

»Wie bitte?« Ich kreische die Worte beinahe. »Nach einem ganzen *Jahr*?«

»Vielleicht läuft's bei dir ja anders! Ich weiß es nicht. Ich sage dir bloß, was ich denke, in Ordnung?«

Düster starre ich ihn an. Das Letzte, was ich gebrauchen kann, ist, jetzt ein Jahr lang in irgendeiner Art irdischer Vorhölle gefangen zu sein. Da muss es doch noch mehr geben. Oder nicht?

»Ich kann dir noch andere Dinge sagen«, bietet Alex an.

Ich bin so frustriert, dass ich das Gefühl habe, gleich

wieder weinen zu müssen. »Und welche?«

»Nun«, sagt er. »Bist du vielleicht müde?«

Ich nicke. »Hundemüde.«

»Ja, ich auch. Aber du wirst feststellen – zumindest ist es bei mir so –, dass du nicht schlafen kannst. Stattdessen passiert etwas anderes.«

»Was? Dass ich in weitere Erinnerungen eintauche? Dass ich mich an Dinge entsinne?« Langsam geht die Sonne auf. Die Zeit vergeht rasch; ich habe den Eindruck, erst seit zehn Minuten hier draußen zu sein, doch es müssen Stunden gewesen sein.

Alex kratzt sich nachdenklich am Kopf. »Du weißt doch, dass es heißt, wenn man stirbt, würde dein Leben noch einmal blitzartig vor deinen Augen vorbeiziehen?«

Ich nicke.

»Dies ist so ähnlich. Außer, dass es viel ... langsamer vonstatten geht. Du wirst richtig müde, als würdest du gleich einschlafen. Du schließt die Augen. Aber du schläfst nicht ein. Stattdessen siehst du Dinge.«

»Was für Dinge?«

»Dinge aus deinem Leben. Manchmal sind es bloß zufällige Erinnerungen. Andere Male sind sie wichtiger. Es ist, als würde man ein Puzzle zusammensetzen. Du siehst zu, wie Dinge passieren, und wenn du sie von außen betrachtetest, kannst du sie besser verstehen. So wie das, was ich dir in der Kantine gezeigt habe.«

»Aber du weißt immer noch nicht, wer dich angefahren hat?«

»Nein. Noch nicht.«

Ich ziehe eine Schnute. »Bist du wenigstens dicht davor, es rauszufinden?«

Er nickt. »Ja, ich bin dicht davor.« Dann fügt er hinzu: »Aber bei dir ist vielleicht alles ganz anders. Ich weiß es nicht.«

»Also, du bist mir ja eine große Hilfe. Besten Dank auch.«

»Willst du einen gut gemeinten Rat?«, fragt er.

»Oh, bitte. Du hast schon so viel für mich getan.« Meine Stimme brodelte vor Ärger und Sarkasmus. Die Überraschung über meine anfängliche Grobheit habe ich überwunden. Alex und ich sind keine gute Mischung. Und es gibt keinen Grund, so zu tun, als würden wir miteinander auskommen, oder?

Alex nickt in Richtung Boot. »Es geht los. Jetzt fängt die Sache an, interessant zu werden.«

Ich drehe mich um. An Deck der *Elizabeth* steht mein Freund Richie Wilson, der nichts anhat außer einem Paar kariertem Boxershorts.

»Richie«, sage ich und beginne wieder zu weinen. Ich hebe die Stimme, um ihm zuzurufen: »Richie!«

»Er kann dich nicht hören.« Alex seufzt. »Du bist auch nicht gerade das hellste Schaf im Stall, was?«

»Das ist kaum eine richtige Metapher«, schnappe ich,

ohne meine Aufmerksamkeit von Richie abzuwenden.

»Richtig heißt es: nicht das *hellste Licht* im *Hafen*.«

»Stimmt.« Alex nickt. »Aber du *bist* ein Schaf. Ich bin nicht dämlich, ich habe die Metapher bloß so abgeändert, dass sie zu dir passt.«

»Oh, halt die Klappe. Richie!«, schreie ich wieder. Alex schüttelt den Kopf.

»Liz?«, ruft Richie leise und sieht sich um. Er schlingt seine Arme um sich, zitternd in der kühlen Morgenluft.

»Liz, bist du hier draußen?«

Ich schreie seinen Namen, wieder und wieder, bis ich so erschöpft bin, dass ich das Gefühl habe, jeden Moment zusammenzubrechen. Offensichtlich kann er mich nicht hören.

Richie schaut sich noch ein paar Minuten lang um. Er scheint sich keine Sorgen zu machen; und warum sollte er auch? Zu Fuß sind es keine zwei Minuten vom Boot zu meinem Elternhaus. Er wird annehmen, dass ich früh aufgewacht und laufen gegangen bin. Ich bin mir sicher, dass ihm nicht im Traum einfallen würde, dass ich weniger als drei Meter von ihm entfernt stehe, praktisch direkt neben ihm. Oder dass ich zugleich auch im Wasser bin, unter ihm.

Er wartet noch einige Sekunden. Dann geht er wieder hinein, vermutlich, um sich wieder schlafen zu legen, und zieht die Schiebetür hinter sich zu. Richie und ich kennen uns schon seit dem Sandkasten. Wir sind in

derselben Straße aufgewachsen. Seit der 7. Klasse waren wir ein Paar. Wir lieben einander. Irgendwo, tief in mir drin, weiß ich das alles. Es sind Einzelheiten, von denen ich weiß, dass ich sie niemals vergessen werde.

»Verflucht nochmal«, flüstere ich, während ich zusehe, wie er zurück ins Boot schlüpft. Ich wische mir noch mehr Tränen aus den Augen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagt Alex.

»Sorgen worüber?«

»Er wird's noch früh genug erfahren.«

»Er wird nie wieder derselbe sein«, murme ich. »Keiner von ihnen.«

»Vermutlich hast du recht. Wie soll nur irgendeiner deiner Freunde ohne dich klarkommen?«

Ich beschließe, seinen Sarkasmus fürs Erste zu ignorieren; ich muss mich mit wichtigeren Dingen auseinandersetzen. »Was machen wir jetzt?«, frage ich. Die Sonne strahlt zunehmend heller, spiegelt sich auf dem Wasser. Hinter dem Boot, hinter dem Pier, sehe ich, wie in der Stadt Noank die ersten Lichter angehen.

»Wir warten«, sagt er. Er folgt meinem Blick. Gemeinsam betrachten wir unsere kleine Stadt, in der sich immer alles so sicher angefühlt hat. »Jetzt wird es nicht mehr lange dauern«, sagt er, »bis jemand deine Leiche findet.«

»Und was dann?«, flüstere ich.

Er zögert, während er über die Frage nachdenkt.

»Dann finden wir heraus, was mit dir passiert ist.«

»Tun wir das?«

»Ja.« Eine weitere Pause, diesmal noch länger als zuvor.

»Vielleicht.«

© 2011 Penhaligon Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung und -abbildung: © bürosüd°, München
Autorenfoto: © privat
Gestaltung: bürosüd°, München



Jessica Warman

Manche Mädchen müssen sterben

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-3069-3

Penhaligon

Erscheinungstermin: Januar 2012

Tote Mädchen hört man nicht

Nach einer durchfeierten Nacht auf der Jacht ihrer Eltern wird Liz Valchar von einem merkwürdigen Geräusch geweckt. Irgendetwas schlägt beständig gegen die äußere Bootshülle. Liz entdeckt eine Gestalt im Wasser ... und erkennt voller Entsetzen, dass sie auf ihren eigenen leblosen Körper hinabblickt. Und obwohl Liz nun tot ist, ist sie immer noch da – auch wenn niemand sie mehr sehen kann. Während die junge Frau zu verstehen versucht, warum sie sterben musste, wird ihr allmählich klar, dass ihr ganzes Leben eine Lüge war. All jene, die sie geliebt hat, verbargen dunkle Geheimnisse vor ihr. Doch auch Liz selbst war nicht so perfekt, wie sie stets glauben wollte. Und längst nicht so unschuldig ...